

Ein schwarzes «Wir- Gefühl»

90

Wenn Menschen migrieren, bringen sie ihre Kultur, ihre Religion, ihren sozialen Umgang, ihre Einstellungen und Werte und nicht zuletzt auch ihre Hautfarbe mit sich. Diese Elemente müssen in die neue Heimat integriert werden. Das mag in einigen Bereichen relativ schnell gehen, manches jedoch ist schwerer integrierbar und braucht mehr Zeit.

Die Vorurteile gegen Schwarze wurden im Europa des 18. Jahrhunderts konstruiert und von den Philosophen und Intellektuellen jener Zeit (Kant, Hegel, Voltaire, Buffon etc.) konsolidiert, indem sie Theorien über die Minderwertigkeit der Schwarzen propagierten. Diese Annahmen haben nicht nur die Einstellung der Europäer im 18. Jahrhundert geprägt, sie haben sich hartnäckig gehalten und beeinflussen heute noch die Denkweise der Menschen in vielen Teilen der Welt. Vor dem Hintergrund einer weit verbreiteten Skepsis gegenüber Fremden und der Angst vor dem Verlust von Wohlstand verfestigten sich solche Haltungen im kollektiven Gedächtnis einer Bevölkerung.

In den letzten zwanzig Jahren hat die Migration von Menschen afrikanischer Herkunft nach Europa ein neuerliches Anschwellen des Rassismus gegen Schwarze bewirkt. Die Dis-

kriminierung bei der Wohnungssuche, bei der Arbeit, im Umgang mit den Behörden und bei der alltäglichen sozialen Interaktion hat bei Schwarzen eine gemeinsame soziale Identität entstehen lassen, obwohl die Gruppe kulturell gesehen keine Einheit bildet. Das gemeinsame Element ist ihre Hautfarbe.

Dieses Phänomen ist das Resultat einer Einstellung vieler Europäer, nämlich der Zuordnung aller Menschen dunkler Hautfarbe zu einem «Prototypen». Diesem Prototypen werden vor allem negative Eigenschaften zugewiesen (z.B. Illegalität, Drogenhandel, Prostitution, kulturelle Inkompatibilität, generelle Minderwertigkeit etc.), obwohl in der Realität viele Menschen afrikanischer Herkunft völlig integriert und sowohl in der Politik wie auch in der Wirtschaft erfolgreich sind. Das Bild der nicht integrierbaren Schwarzen wurde denn auch von verschiedensten Kreisen gezielt verbreitet. Die Konsequenz auf Seiten der Betroffenen: die Entstehung eines «Wir-Gefühls», die Verfolgung gemeinsamer politischer und sozialer Ziele, die in einen gemeinsamen Kampf gegen den vorhandenen Rassismus mündet. Ziele sind unter anderem das Erlangen von Sichtbarkeit und von Integrationsmöglichkeiten in die Gesellschaft trotz des Anders-Seins oder «Anders-Aussehens». Zudem sollten die pauschalisierend negativen Einstellungen, die oft als politische Propaganda benutzt werden, bekämpft werden. Auch die Anerkennung der prä-kolonialen Geschichte Afrikas ist eines der gemeinsam angestrebten Ziele.

Die Situation der schwarzen Schweizer

Viele junge Menschen, ob vollständig afrikanischer Herkunft oder aus bi-kulturellen Familien, sind Opfer von Diskriminierung. Sie werden systematisch für «Nicht-Schweizer» gehalten, obwohl einige gar keine andere Kultur kennen als die hie-

sige und von ihrer Sozialisation her nichts anderes als die schweizerischen Werte verinnerlicht haben. Die Unmöglichkeit, einen Platz in der Gesellschaft zu finden, zwingt sie, eine andere Identität als die schweizerische zu suchen: eine «Schwarze Identität», obwohl dieser Begriff keinen klaren Inhalt hat.

Viktor wurde in einem «Schweizer» Kontext sozialisiert. Seine Mutter ist eine weisse Schweizerin, sein Vater schwarzer Kameruner. Viktor kennt aber weder seinen Vater noch dessen kulturellen Hintergrund, da die Eltern sich kurz nach der Geburt des Kindes getrennt haben. Die Mutter zog zurück an den Wohnort ihrer Eltern, wo sie von ihrer Mutter unterstützt wurden. Vom Vater wurde nicht gesprochen.

In der Schule war Viktor ein Sonderfall, er war der «Negerbueb» und wurde gehänselt. Was ihm aber am meisten zu schaffen machte, war die Gleichgültigkeit der Lehrerin seinen Schwierigkeiten mit den anderen Kindern gegenüber. Er hörte als einzigen Trost: «Kinder sind halt so. Es hört schon mal auf.» Mit der Zeit hatte er Freunde, die ihn verteidigten, speziell gegen den Jungen aus der Nachbarschaft, der besonders aggressiv gegen ihn war. Als Viktor in die Sekundarstufe kam, ging er oft in die benachbarte Stadt, um sich dort mit anderen Schwarzen zu treffen. Obwohl er keine grossen Probleme mehr mit den Mitschülern hatte, zog er es vor, seine Freizeit mit den neuen Freunden zu verbringen. Er sagte, er habe sich während dieser Zeit sehr verändert. Er habe sich als Schwarzer gefühlt, das sei ihm wichtig gewesen. Aber diese Zeit brachte ihm auch Probleme. Er und seine Kollegen wurden immer wieder von der Polizei kontrolliert und konnten weder eine «Stammbeiz» noch einen «Stammplatz» haben, da sie nirgends als Gruppe toleriert wurden.

Viktor fühlt sich heute noch irgendwie heimatlos. Als Schweizer Kind wurde er als fremd angesehen und ausgelacht. Als schwarzer Jugendlicher war er heimatlos, da oft kulturelle Gemeinsamkeiten mit den neuen Kollegen in der Stadt fehlten. Aber er habe dort viel über Afrika gelernt, meint er, und er hätte sich akzeptiert gefühlt. Was ihm aber am meisten fehlte, war die Akzeptanz der Gesellschaft als das, was er ist: ein schwarzer Schweizer. Er sagte, er lese sehr viel über Kamerun und gedenke, eine Reise dorthin zu machen. Um zu illustrieren, dass er kein Einzelfall sei, erzählte er von einem seiner Kollegen.

Georg (schwarze Mutter, weisser Vater), Architekt, ging mit seiner Freundin eine Wohnung besichtigen. Der Vermieter sprach ausschliesslich mit der weissen Freundin, obwohl Georg, der die Miete bezahlen würde, auch anwesend war. Der Vermieter sagte, er müsse mit den anderen Hausbewohnern sprechen. Vielleicht habe jemand Mühe mit einem Schwarzen im Haus. Sie bekamen die Wohnung nicht.

Viktor ist einer von vielen Jugendlichen und jungen Erwachsenen afrikanischer Herkunft, die in der hiesigen Gesellschaft einen Platz suchen. Sie sind eine wachsende Minorität, zum

Teil gut ausgebildet, viele sind kulturell gesehen Schweizer, andere haben einen Schweizer Pass, aber eine kulturell anders geprägte Erziehung. Sie haben eines gemeinsam: Sie werden von der Mehrheit als minoritäre Gruppe, als anders angesehen. Sie haben genug zu essen, sie haben die nötige Bildung, aber sie leiden immer wieder unter Diskriminierung. Sie sind «zu Hause», aber ständig frustriert und fühlen sich bedroht durch das Damoklesschwert der Nicht-Akzeptanz.

Sichtbar werden – Diskriminierung benennen

Um die Frustration des übersehen Werdens und der Diskriminierung zu überwinden, versuchen viele schwarze Schweizer, zusammen mit anderen Schwarzen eine Gemeinschaft zu bilden und gewisse Ziele gemeinsam anzustreben. Zunächst wird vieles in Frage gestellt. Da ist zum Beispiel die Frage der Identität, der Identität als sichtbare Minderheit, der Identität der Mehrheit, des Schweizerseins überhaupt. Sie suchen Antworten bei schwarzen Intellektuellen aus anderen Ländern und in der Geschichte.

Ein Versuch, diesen Bedürfnissen entgegenzukommen, war die Tagung zu Rassismus gegen Schwarze in Europa, organisiert von der Organisation CRAN, des «Carrefour de Réflexion et d'Action contre le Racisme Anti-Noir» (www.cran.ch) im März 2006. Viele Teilnehmende, die aus verschiedenen Ländern Europas kamen, hatten ein grosses Informationsbedürfnis, suchten nach Deutungen zur Identitätsfindung und zur sozialen Stellung der Schwarzen. Die prä-koloniale Geschichte Afri-

kas stiess auf besonders vitales Interesse. Für viele war es Neuland. Sie sagten aus, dass sie in den Schulen nichts über das prä-koloniale Afrika gelernt hätten, so, als ob die Geschichte Afrikas erst mit der Kolonialisierung angefangen hätte. Für viele war es auch der erste Kontakt mit einer afrikanisch-karibischen Intelligenzija und einer Auseinandersetzung mit der Thematik auf intellektueller Ebene.

Einer der grössten Erfolge dieser Tagung war die Zusammenarbeit mit den Behörden: mit der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus, der Eidgenössischen Kommission für Migrationsfragen, mit Stadt und Kanton Genf, der Stadt Basel, dem ökumenischen Rat der Kirchen sowie mit Menschenrechts-Organisationen in der Schweiz und aus Europa. Hier wurden vor allem Möglichkeiten eines gemeinsamen Vorgehens gegen den Rassismus gegen Schwarze gesucht, ebenso nach seiner Besonderheit und Gemeinsamkeiten mit anderen Formen von Rassismus.

Die erfahrene Unterstützung zeigte ein ernsthaftes Interesse seitens der Behörden, zusammen mit der Bevölkerung einen gemeinsamen Weg zu gehen, um ein für die Gesellschaft wichtiges Problem anzupacken.

Der Weg zur multikulturellen Gesellschaft ist jedoch lang und braucht den Willen zu einem Perspektivenwechsel von allen Teilen der Bevölkerung. Im täglichen Leben ist die Zusammenarbeit aller Beteiligten leider nicht immer sichtbar oder spürbar. Zu viele Menschen praktizieren und propagieren noch immer eine Politik der Diskriminierung und des Rassismus (siehe NGO-Bericht 2008 CERD bei www.humanrights.ch).

Besonders bedauerlich ist, dass die Bekämpfung des Rassismus gegen Schwarze noch nicht die Aufmerksamkeit der Medien geniesst. Die Schweizer Presse fehlte an der erwähnten Tagung. Die Aufgabe, einen Platz für schwarze Schweizer in der Gesellschaft zu schaffen, braucht auch die Mitwirkung des Bildungssystems. Die Schule als Ort des Lernens über andere Kulturen sollte die Informationen über den Kontinent Afrika nicht darauf reduzieren, ihn alleine als Herkunftsort schwarzer Sklaven darzustellen, sondern sich darum bemühen, ganz selbstverständlich Wissen über die Geschichte Afrikas auch aus der prä-kolonialen Zeit zu vermitteln.

Braucht es effizientere Gesetze?

Das Problem der Diskriminierung gegen Schwarze wird zwar auch in der Schweiz erkannt. Eine Änderung wird allmählich spürbar, was sich unter anderem daran zeigt, dass Menschen afrikanischer Herkunft nun auch in wichtige Ämter gewählt werden, sowohl auf lokaler wie nationaler Ebene. Das ist ein wichtiger Schritt. Zusätzlich empfiehlt sich aber eine systematische Beobachtung und Auswertung von Fällen von Diskriminierung und Rassismus vor allem struktureller Art. Hier bedarf es der offiziellen Unterstützung bereits existierender und allenfalls der Einrichtung neuer Beratungsstellen, die eine solche Beobachtung ermöglichen. Für wirkungsvolle Veränderungen auf der sozialen Ebene ist es unabdingbar, dass die Betroffenen in ihren Anliegen verstanden und ernst genommen werden. Sie sollen unter anderem auch erleben können, dass die bereits existierende Gesetzgebung sie schützt. Dazu gehört eine fundierte Diskussion auf politischer Ebene, ob allenfalls effizientere Gesetze zum Schutze von Schwarzen in Betracht gezogen werden können.

Die wichtigste Schlussfolgerung aus den vielen persönlichen Erfahrungen schwarzer Menschen in der Schweiz, aus den bereits bestehenden Studien wie auch aus der erwähnten Tagung ist, dass der gemeinsame Kampf gegen den Rassismus gegen Schwarze nicht nur auf der ökonomischen und sozialen, sondern auf der gesamtulturellen, das heisst auch auf der intellektuellen und ethischen Ebene geführt werden sollte, denn nur so ist er längerfristig gesehen auch zu gewinnen.

Literatur

- CRAN Carrefour de Réflexion et D'Action contre le Racisme Anti-Noir, Observatoire du Racisme Anti-Noir en Suisse, Racisme Anti-Noir. Actes de la première conférence Européenne sur le Racisme Anti-Noir. Genève, 17-18 Mars 2006. Bern 2008
- Fässler, Hans, Reise in Schwarz-Weiss. Schweizer Ortstermine in Sachen Sklaverei. Zürich: Rotpunktverlag 2005
- Fröhlicher-Stines, Carmel und Kelechi Monika Mennel, Schwarze Menschen in der Schweiz. Ein Leben zwischen Integration und Diskriminierung. Bern: EKR 2004

Lorsque la couleur de la peau contribue à caractériser l'identité

Le critère de la couleur de la peau en tant que caractéristique identitaire d'un groupe est issu d'un préjugé: classer toutes les personnes d'origine africaine en fonction d'un «prototype» défini par une concentration d'associations négatives (par exemple trafic de drogue et prostitution). Un des groupes particulièrement concernés à cet égard est celui des Suisses noirs ou à couleur de peau foncée d'origine africaine qui, en dépit du fait ou parce qu'ils n'ont comme référence que la culture helvétique où ils ont grandi, sont tributaires de l'acceptation de la société à leur égard pour caractériser leur identité. Pour lutter contre la discrimination envers ce groupe et continuer à développer une société multiculturelle basée sur le respect et la tolérance à l'égard d'autrui, il faut que des efforts communs soient déployés par les autorités, la population, mais aussi par toutes les minorités et leurs organisations.

